Geschäftsstelle und Anzeigen-Annahme
Marzellenstraße 20, Ecke d. Bahnhofstr.

Anzeigen-Preis: Für Köln und Vororte 12½ Pfg. die einspaltige Zeile; für auswärts 20 Pfg. — Bevorzugt verlangte Anzeigen (erste u. letzte Seite) 20% höher. — Kölner Stellen-, Dienst-, Arbeits-Gesuche und -Angebote, sowie Mieth-Anzeigen bei Vorausbezahlung bis zu 10 Zeilen 5 Pfg. die Zeile. Offerten-Annahme 25 Pfg.

Wird täglich in jedes Haus von Köln sowie in Deutz und allen Vororten unentgeltlich getragen. Für Stockwerke und Hinterhäuser mit Sonntags-Beilage 30 Pfg. monatlich.

Kölner Local-Anzeiger

General-Anzeiger für die rheinische Hauptstadt und Fremdenblatt.

Nr. 5. (Colonia.) Sonntags-Beilage. Sonntag, 31. Jan. 1897.

Allen fern der Heimath

lebenden **Kölnern**, die nicht der alten Colonia entfremdet, vielmehr mit dem Wohl und Wehe ihrer mächtig emporblühenden Vaterstadt vertraut zu bleiben wünschen, empfehlen wir ganz besonders den Postbezug des Kölner Local-Anzeiger.

Ein Blatt aus der Heimath

ist eine freudige Ueberraschung für Jeden, der in der Ferne weilt. Jede Nummer wird von Anfang bis zu Ende gelesen, alle Nachrichten sind von größtem Interesse, und selbst die kleinsten Anzeigen werden nicht überschlagen, weil sich überall bekannte Namen, alte Beziehungen finden.

*

Der K. L.-A. kostet bei allen **Postanstalten** nur

67 Pfg.

(mit Sonntags-Unterhaltungs-Beilage)
für die Monate **Februar** und **März**.
(Post-Zeitungs-Verzeichniß Nr. 3770.)

Ein Mal und nicht wieder.

Nach eigenem Erlebniß von Clemens Wagener.*)

Nervenkranke,
die bis jetzt noch keine Heilung gefunden, curirt nach eigener, seit zwanzig Jahren erprobter Methode, schnell und sicher Theophil Kranich, Naturheilkundiger.
Straße... Hausnummer... Treppe...

So ungefähr las ich eines Montag-Morgens im Anzeigentheil unserer Zeitung, und da ich allerdings seit verschiedenen Monaten, ohne Abhülfe finden zu können, an Schwindel und ähnlichen Aeußerungen einer hartnäckigen Nervenverstimmung litt, so vertauschte ich kurz entschlossen meine Morgenschuhe mit den Stiefeln und schlug spornstracks den Weg zum verheißungsvollen Aesculap ein.

Endlich, nach Ueberwindung von drei engen dunkeln Treppen, die bei jeder Biegung ein großes Placat mit weisender Hand und der Aufschrift: „Theophil Kranich, Naturheilkundiger und Nerven-Specialist" trugen, stand ich vor dem Wartezimmer.

Da mehrfaches Anklopfen keinen Erfolg hatte, trat ich schließlich ungebeten ein und hatte nun Muße, das Innere des menschenleeren Raumes zu studiren. Schmutzige Gardinen, abgenutzte Möbel, uralte Zeitschriften, blank glasirte Nippesfiguren, vier rothbackige Aepfel sowie zwei spinnenwebumflorte Oeldruck-Landschaften bildeten im großen Ganzen die Hauptstücke der etwas schäbig eingerichteten Doctorswohnung, die kaum durch die Anwesenheit eines porzellanenen, mit abgenutzten Goldrändchen verzierten Spucknapfes den Schein des Standesgemäßen zu wahren wußte.

Nachdem meine eingehende Besichtigung beendet, suchte ich durch wiederholtes Husten und Räuspern von meinem Vorhandensein Kunde zu geben. Alles vergebens. Erst auf mein dreimaliges lauter und lauter werdendes: „Guten Morgen!" erfolgte im Nebenzimmer das schlurfende Geräusch wandelnder Pantoffeln, wobei man eine umfallende Tasse klirren hörte. Die Thüre öffnete sich.

„Habe ich die Ehre mit Herrn Theophil Kranich, Naturheilkundiger und Nervenspecialist . . ?"

Ich hatte sie. Mit einer Bewegung, die einem seifenschaumabschlenkernden Barbierlehrling vielleicht zur Meisterwürde verholfen hätte, complimentirte mich Kranich in das einfenstrige Hintergemach — sein Studirzimmer. Die Inventar-Aufnahme ergab hier: einen dreibeinigen Stuhl, einen Waschtisch mit Marmorplatte, ein paar noch schmutzigere Fenstervorhänge wie die schon erwähnten, und ein vorsündfluthliches, wachstuchbezogenes Canapé, das mir unter der wohltönenden Bezeichnung „Divan" zum Sitzplatz angewiesen wurde.

Nach erschöpfender Beschreibung meiner Leidensgeschichte begann das Verhör mit der Frage, ob ich verheirathet sei. Auf mein „Nein" zog Theophil augenscheinlich verstimmt mit der Rechten seine geflickte Lüstrejacke fester um die schmalen Schultern, während die Linke hastig durch die schwarzen Locken fuhr, die sein lederues Paganini-Gesicht umringelten. Diese Diagnose stimmte also nicht und das war sehr ärgerlich.

„Aber Sie schlafen doch schlecht?" war die zweite, in unwilligem Ton hervorgestoßene Erkundigung.

„Im Gegentheil, ich schlafe wie eine chloroformirte Ratte und habe, Gott Dank, keinen Grund, in dieser Hinsicht zu klagen."

„Hm, hm. Ganz unnatürlich . . . Wie ist es aber mit dem Appetit?"

„O danke, bin zeitlebens starker Esser gewesen und erfreue mich eines eisenfesten Magens."

Damit war aber die Geduld und scheinbar auch die Weisheit des Mannes an den Grenzen der Möglichkeit angelangt, und indem er über meine letzte Aeußerung ein verächtliches Lächeln annahm, änderte er gleichzeitig den Wortlaut meines Bekenntnisses dahin ab: daß ich überhaupt keinen Appetit habe, fast unheilbar krank sei, nach Vollendung meines dreißigsten Lebensjahres nur noch in einem Krankenwagen sitzend durch's Dasein geschoben werden könne und nach Vollendung eines so beschaffenen, etwa fünfjährigen Scheintodten-Cursus in's Gras beißen müsse.

Nachdem Herr Theophil auf solch' menschenfreundliche Weise die Grundfesten meiner leidenden Seele genügend erschüttert zu haben glaubte, hub er an mit erhobener Stimme, unter Verwünschung der gesammten Medicinerkaste, das Lob seiner eigenen Naturheilmethode zu singen, wobei er es jedoch nicht unterließ, nach jeder Strophe den vertrauenerweckenden, weil uneigennützigen Endvers einzuschalten, der da hieß: „Ich will aber natürlich auf niemand einen Druck ausüben!"

Das glaubte ich denn auch, und überzeugt von der edeln Selbstlosigkeit des „Arztes" erkundigte ich mich nach dem Wesen des geheimnißvollen Heilverfahrens, konnte aber vorläufig nur gewahr werden, daß eine vierwöchige „Kranichscur", pro Tag fünf Mark, Wunder wirke; ein kürzlich in Wiesbaden verstorbener Rentner könne dieses aus eigener Erfahrung bezeugen. Das schien mir zwar allerdings etwas schwierig und unheimlich, aber ich schwieg und glaubte. Auf meine weitere Frage, ob bei Anwendung der Cur eine besondere Diät vom Patienten beobachtet werden müsse, sah mich Theophil zuerst zweifelnd, dann mitleidig an und erklärte freimüthig, daß er sich „weder des Diätes noch anderer Giftmittel" bediene, wie schon erwähnt, seine eigene Methode habe, auf niemand einen Druck ausüben wolle und nur meine Jugend und baldige Auflösung bedauern könne.

Ich war platt. Geängstigt und gerührt durch die treuherzige Offenheit des Weisen versprach ich also nach dankender Verabschiedung — metallischen Klanges — mit dem kommenden Tag die Cur anzutreten.

Dinstag-Vormittag halb Elf war ich pünktlich zur Stelle und wurde mit tiefer Verbeugung und Anbietung zweier Manschetten mit goldenen Knöpfen bewillkommt, die ich Tags zuvor dort hinterlassen haben sollte. Als meinerseits diese Anschuldigung als irrthümlich mehrmals zurückgewiesen wurde, stellte Herr Theophil das corpus delicti mit dem gleichmüthigen Bemerken auf den Waschtisch, daß es dann wohl Eigenthum des Herrn Barons sei, der so eben erst den Ursitz der Weisheit verlassen. Na, nun wußte ich doch, daß es hier mehrere und zwar hochfeine Patienten gebe. Zartsinniger und geschickter hätte man diese Thatsache allerdings kaum zu meiner Kenntniß bringen können. Ich beschloß daher, nichts zu merken, und das gelang mir auch.

Es war übrigens jetzt keine Zeit zu langen Erwägungen; denn ehe ich noch heimlichen Vermuthungen Raum geben konnte, lag ich mit entblößtem Oberkörper auf dem „Divan", um dort die traurige Wahrnehmung zu machen, daß die Redensart des Naturweisen: „Ich will auf niemand einen Druck ausüben", bei eingezahlten Curgästen keine Gültigkeit besitze — denn Herr Theophil übte auf meinen unschuldigen Magen einen solchen Druck aus, daß selbiger mehrmals in Versuchung kam, sich seines Innern zu entäußern. Nachdem er aber dieser unsalonmäßigen Neigung trotz allen Bemühungen des „Arztes" gegen vier Minuten lang siegreich widerstanden, trat ein Wechsel in der Behandlung ein.

„Blutstockung und stiefmütterliche Ernährung der Nerven!" keuchte Kranich. Dann folgte der zweite Act. Vom Halse beginnend fuhren die knochigen Hände abwechselnd kneifend und kratzend über meinen Brustkasten dahin, wozu die Gummi-Manschetten nervenstärkend klapperten. Der Hauptcoup dieses Heil-Abschnittes aber gipfelte in dem Versuche, mir den Brustkorb einzudrücken. Nachdem auch dieser Anschlag mißlungen, schritt Theophil zur nächsten Uebung.

Herr Kranich trat nämlich jetzt, nachdem er seiner keuchenden Lunge kurze Rast gegönnt, an die obere Schmalseite des „Divans", umspannte meinen Kopf in der Ohrengegend mit beiden Händen und arbeitete, ziehend und drehend, mit einer solchen Inbrunst an der Befestigung meines Genicks, daß ich in allem Ernste die Zurechnungsfähigkeit des Menschen zu bezweifeln anfing. Es war eine wahre WunderCur — wunderbar nämlich dadurch, daß ich unversehrt daraus hervorging. Hätte ich von Natur nicht ein Paar extrastarker Nackenwirbel, ich beanstande nicht, zu vermuthen, daß Kranich's redliches Bemühen, mich schnell und sicher von meinem Leiden zu befreien, von Erfolg gekrönt worden wäre.

Glücklicherweise war mit dieser Maßnahme das furchtbarste Stück der neuen Naturheilmethode überstanden, denn ob man meinen Rücken schließlich noch für eine dicke Trommel ansah, die in Ermangelung von passenden Klöppeln eine geraume Zeit lang vorendenFäusten zur Unterlage dienen mußte, oder ob man mir nach etlichen mißlungenen Versuchen, einige Glieder abzudrehen, die Lüge abpreßte, mich nach Beendigung dieser ersten Behandlung schon viel „leichter" zu fühlen — so konnten solche kleine Scherze doch nur dazu angethan sein, meinen durch die Genickbrech-Affaire etwas in's Schwanken gerathenen Humor wieder auf die Bahn der Alltäglichkeit zu leiten.

Fünf Minuten später verließ ein Glücklicher unter Zurücklassung des schuldigen Obolusses und begleitet von der überflüssigen Mahnung, nicht zu viel Wein zu trinken, die Folterkammer — und zwar für immer. Eines hat ihm diese neue „Naturheilmethode" eingebracht, das ist die etwas widerspruchsvoll lautende Wahrheit: daß auch Nervenspecialisten dieser Branche an „Schwindel" leiden können, selbst wenn sie Theophil Kranich heißen.

*) Abdruck ist nicht gestattet. Gesetz v. 11. Juni 1870. §§. 7 u. 10. D. Red.

Aus Westdeutschland.

R **Trier,** 26. Jan. 97. Großes Aufsehen erregen hier die Unterschlagungen, die ein seit langen Jahren beim hiesigen Amtsgericht beschäftigter Kanzleigehülfe sich hat zu Schulden kommen lassen. Dem Betreffenden, einem ältern Mann, waren in verschiedenen Fällen Vormundschaften übertragen worden, und dieses Vertrauen hat er mißbraucht, indem er Mündelgelder in der Höhe von 41,000 M. unterschlug. Seit Samstag war er flüchtig; heute wurde aus Koblenz gemeldet, daß er dort verhaftet worden sei.

L **Emmerich,** 26. Jan. 97. In der Nacht von Sonntag auf Montag ist in der Nähe von Elten ein junger Mann, der in berauschtem Zustande zu Fall gekommen und von seinen Begleitern hülflos liegen gelassen war, erfroren.

pl **Oberhausen,** 27. Jan. 97. Von einem bedauerlichen Unglücksfalle wurde gestern der schon bejahrte Brunnenmacher Hahnen auf seiner Besitzung in der Steinstraße betroffen. Derselbe legte einen Brunnen an und war bereits mit dem Ausmauern beschäftigt, als plötzlich die Außenwände einstürzten und den Mann lebendig begruben. Ein Steiger und mehrere Bergmänner nahmen sofort die Rettungsarbeiten unter eigener Lebensgefahr auf, indeß gelang es erst nach mehrern Stunden, den Verschütteten zu bergen. Derselbe war inzwischen erstickt.

* **Dortmund,** 27. Jan. 97. Die kgl. Eisenbahn-Betriebs-Inspection 3 erläßt folgende amtliche Bekanntmachung: 300 Mark Belohnung! In der Nacht vom 22. auf den 23 d. M. mußte der planmäßig 1 Uhr 28 Min. in Dortmund eintreffende Personenzug 183 zwischen Lütgen-Dortmund und Dortmunderfeld in der Nähe der Zeche Dorstfeld zum Halten gebracht werden, weil seitens des Locomotiv-Personals ein heftiger Knall vernommen wurde, welcher mit einer lebhaften Feuererscheinung verbunden war. Nach Lage der Sache ist nur anzunehmen, daß von ruchloser Hand eine Dynamit-Patrone auf die Schienen gelegt worden ist, um den Zug zur Entgleisung zu bringen. Wir sichern obige Belohnung demjenigen zu, welcher uns den oder die Thäter so bezeichnet, daß die Bestrafung erfolgen kann.

§ **Elberfeld,** 28. Jan. 97. Ein umfangreicher Proceß wegen Aufruhrs und Landfriedensbruchs nahm am Montag vor dem hiesigen Schwurgericht seinen Anfang. Die Anklage richtet sich gegen zwölf Personen aus Radevormwald. Die Angeklagten stehen im Alter von 26 bis 43 Jahren. Der der Anklage zu Grunde liegende Thatbestand ist folgender. Im bergischen Lande ist es noch Sitte, daß solchen Personen, die im Rufe stehen, sich nach einer bestimmten Richtung vergangen zu haben, eine Katzenmusik gebracht wird. Dieser Sitte, oder besser Unsitte, fiel im vorliegenden Falle kein geringerer als der Bürgermeister Hüsgen anheim. Am 28. August fing der Lärm im Kleinen an; einige Personen machten sich Abends durch Pfeifen und Rufen von Spottversen vor dem Rathhause, in dem der Bürgermeister wohnt, bemerkbar. Am folgenden Abend war der Lärm schon stärker, dagegen blieb es am Sonntage, 30. August, ruhig. Indessen verlautete schon an diesem Tage, daß der Hauptlärm am 31. August Abends stattfinden werde. Und so geschah es. Auch der Bürgermeister hatte davon erfahren und deshalb die drei Polizei-Sergenten der Stadt nach dem Rathhause bestellt, um für Aufrechthaltung der Ruhe zu sorgen. Bereits bei Eintritt der Dunkelheit versammelte sich vor dem Rathhause und in den umliegenden Straßen das Volk, mit Blechtafeln, Topfdeckeln, Lampen-Cylindern, auf denen geblasen wurde, und ähnlichen zu Lärmzwecken bestimmten Instrumenten versehen, und gegen 9 Uhr Abends mochte die Menge wohl schon auf 1000 bis 1500 Personen angewachsen sein. Plötzlich erschollen, erst vereinzelt, dann gebrüllartig, Rufe, wie: „Rennmel rut" und „Haarig, haarig, haarig ist die Katz" usw., worauf ein Höllenspectakel mit den mitgebrachten Lärm-Instrumenten begann. Die Polizei-Beamten hielten sich noch zurück, erst als vereinzelt Steinwürfe gegen das Rathhaus erfolgten, verließen sie ihren Standort und versuchten, die Menge zu zerstreuen, wobei sie durch zwei inzwischen erschienene Gendarmen unterstützt wurden. Allein die erregte Menge kam ihren Aufforderungen zum Auseinandergehen nicht nach, versuchte vielmehr die Beamten zurückzudrängen, und einem derselben, der einen Excedenten verhaften wollte, wurde der Arrestant mit Gewalt entrissen. Die fünf Beamten mußten schließlich vor der Uebermacht unter dem Gejohle der Menge sich zurückziehen. Während sie die Treppe zum Rathhause erstiegen, wurden sie von einem Steinhagel überschüttet, so daß sie angeblich zunächst nicht in der Lage waren, von ihren Schußwaffen Gebrauch zu machen; erst nachdem sie hinter der Hausthüre Schutz gefunden, gaben der Gendarm Feill drei Schüsse, der Polizist Blättgen einen Schuß auf die Menge ab. Durch einen dieser Schüsse wurde ein älterer Mann, den nur die Neugierde herbeigelockt hatte, in der Seite verwundet. Ungefähr gleichzeitig mit dem Rückzuge der Beamten nach dem Rathhause wurden die Laternen auf dem Markte ausgelöscht, und es begann nun ein etwa 2½stündiges Bombardement des Rathhauses mit Ziegelsteinen, so daß fast keine Fensterscheibe und kein Dachziegel ganz blieb. Erst gegen zwölf

Uhr Nachts, als weitere Hülfe erschien, gelang es, den Markt zu säubern. Die Theilnehmer an den Scandalscenen, von denen wegen der herrschenden Dunkelheit nur die wenigen Angeklagten erkannt wurden, sollen sich, wie behauptet wird, meist truppenweise auf dem Markt auf das Commando: „Antreten!“ gesammelt, dann die vor dem Rocholl'schen Neubau lagernden Ziegelsteine zerkleinert und mit diesen geworfen haben. Die Gerichtsverhandlung dauerte drei Tage. Die Geschworenen erklärten nach fünfviertelstündiger Berathung die sämmtlichen Angeklagten des Landfriedensbruchs und Aufruhrs für nichtschuldig, worauf das Gericht auf Freisprechung erkannte. Der moralisch Vernichtete in diesem Processe ist wohl der Bürgermeister-Hüsgen aus Radevormwald.

:□: **Von der holländischen Grenze,** 25. Jan. 97. In der Nähe des Ortes Bellingwolde wurden die Leichen zweier Handwerksburschen gefunden. Die Verunglückten sind wahrscheinlich vom Schneesturm überrascht worden.

* **Dortmund,** 27. Jan. 97. Zwei praktische Beschlüsse haben, laut Tremonia, die hiesigen größern katholischen Vereine, Johannes-, Josephs-, Knappen-, Leo- und Pius-Verein gefaßt: „Wir verpflichten uns, in keinem Laden zu kaufen oder kaufen zu lassen, in welchem schamlose Bilder ausgestellt sind. Der Vereins-Vorstand soll vorkommenden Falls benachrichtigt werden, und bleibt es ihm anheimgegeben, ob er den betreffenden Laden-Inhaber aufmerksam machen will oder nicht. — Um den übertriebenen widerlichen Hochzeitsfeiern in den Sonntag hinein Einhalt zu thun, wollen wir uns in unsern Bekanntenkreisen bemühen, daß die Samstags-Hochzeiten nach Möglichkeit vermieden werden.“ Gewiß sind das praktische und auch bedeutsame Beschlüsse, da die genannten Vereine die größern katholischen Vereine Dortmund's — einige zählen über 600 Mitglieder — repräsentiren. Möge ihr dankenswerthes Vorgehen Nachahmung finden!

Jb **Mainz,** 28. Jan. 97. In der Maschinen-Werkstätte der Hessischen-Ludwigsbahn brach am Mittwoch-Nacht ein großes Schadenfeuer aus. Dasselbe war kurz vor Mitternacht in der Lackirer-Abtheilung ausgebrochen, wo es an den Firnissen, Lacken, Oel usw. reiche Nahrung fand und sich, durch einen heftigen Sturm angefacht, alsbald dem Innern des ganzen Gebäudes mittheilte. Der im zweiten Stockwerk mit zahlreicher Familie wohnende Werkmeister Heßmann konnte sich und die Seinigen noch rechtzeitig retten, während der mit seiner Frau das erste Stockwerk bewohnende Maschinen-Ingenieur Zulauf, der durch eine Erkrankung am raschen Fortkommen verhindert war, den Erstickungstod fand. Mit Hülfe dritter Personen war es möglich, noch die Frau des Ingenieurs zu retten. Da das Feuer von dem tobenden Sturm fortwährend angefacht wurde, brannte der größte Theil der Werkstätten bis auf die Umfassungsmauern nieder. Der Schaden an Material ist ein sehr bedeutender. — Das hiesige Schöffengericht verurtheilte heute den americanischen Consul Perry Bartholow wegen vorsätzlicher Körperverletzung zu einer Geldstrafe von 200 Mark event. sechs Wochen Gefängniß. In der Nacht vom 24. auf 25. October vorigen Jahres standen gegen 4 Uhr Morgens zwei Eisenbahn-Beamte vor der Thüre ihrer Wohnung, als sich der Consul mit einem Freunde näherte und Eingang in das Haus verlangte. Einer der Eisenbahn-Beamten verwehrte ihnen den Eingang und verlangte, daß sie sich erst als Mitbewohner des Hauses legitimiren sollten. Nach einem kurzen Wortwechsel zog der vornehme Raufbold einen Revolver aus der Tasche und schlug mit demselben mit voller Wucht auf den Kopf des Beamten, so daß dieser besinnungslos zusammenstürzte. Der zweite Beamte eilte nach dem Polizei-Bureau, während dessen der Consul nebst seinem würdigen Freunde den Verletzten von der Hausflur auf die Straße warfen, wo er von der Polizei in einer Blutlache liegend bewußtlos aufgefunden wurde. Der Staatsanwalt hatte gegen den Consul eine dreimonatliche Gefängnißstrafe beantragt.

Was draußen vorgeht.

Aus den Verhandlungen des Deutschen Reichstags sind besonders erwähnenswerth die Verhandlungen über die Novelle zur Unfall-Versicherung. Die führende Rolle übernahm dabei das Centrum mit der Rede des Abg. Hitze, desjenigen Mannes, der die Materie wohl am gründlichsten unter den Parlamentariern beherrscht und mit erfreulicher Entschiedenheit mannhaft das Princip vertritt, an dem man heute herummäkelt und so gern herumschneiden möchte. Während auch in der national-liberalen Presse stellenweise dem Bremsen oder gar dem Zurück auf dem Arbeiterschutzgebiete das Wort geredet wird, ging der national-liberale Abg. Paasche auf den Gedanken der Vorlage nicht nur ein, sondern machte auch seinerseits noch weitergehende Vorschläge.

Im Preußischen Abgeordnetenhause kam endlich ein Mal ein Thema zur parlamentarischen Erörterung, das schon lange, namentlich seit dem neu erwachten protestantischen Kirchenbau-Eifer in Berlin, die öffentliche Meinung beschäftigt. Es ist die aus dem Jahre 1573 stammende kurbrandenburgische protestantische Consistorial- und Visitations-Ordnung, welche den bürgerlichen Gemeinden die Pflicht auferlegt, Kirchen- und verwandte Gebäude zu bauen. Diese den Verhältnissen nach längst veraltete, auf rein protestantische Zustände berechnete Verordnung ist neuerdings in Berlin im Zusammenhange mit dem erwähnten Kirchenbau-Eifer in einer für den Stadtsäckel so empfindlichen Weise zur Anwendung gelangt, daß auch die weitern politischen Kreise sich mit diesem vom paritätischen Standpunkte aus unhaltbaren Actenstücke beschäftigten und nunmehr der Gegenstand auch im Parlamente zur Sprache kam. Die conservativen Abgeordneten suchten von der Verordnung zu retten, was möglich war; die weitaus überwiegende Mehrheit des Hauses war indessen dafür, damit ohne weiteres ein Ende zu machen. Jedenfalls verlangen die Conservativen eine Ablösungssumme für die protestantischen Gemeinden, wenn jene Ordnung abgeschafft wird. Diese Summe wäre aber eben so gut durch Steuern von Angehörigen der verschiedensten Confessionen zu zahlen, wie jetzt auch die Beiträge für die Kirchen. Wir können in der Abschaffung dieser, der Parität Hohn sprechenden Belastung der Nichtprotestanten nicht das „himmelschreiende Unrecht“ erkennen, mit dem der Abg. Stöcker den Mund so voll nahm. Recht kräftig äußerten sich in dieser Debatte national-liberale Redner, die sich den Ausführungen der Centrums-Redner im wesentlichen anschlossen.

Der Ausstand der Hafenarbeiter in Hamburg schleppt sich noch fort, wenn auch von gewisser Seite verbreitet wird, derselbe sei beendet. Trotz den Beschlüssen einer Reihe von Versammlungen, bei demselben zu verharren, dringt auch in die Arbeiterkreise mehr und mehr die Ueberzeugung ein, daß die Enthaltung von der Arbeit auf die Dauer nicht durchzuführen ist, da die Leute mit ihren Familien nicht genügenden Rückhalt an ausreichenden Unterstützungen haben. Die Arbeitgeber müssen aber ihrerseits auch erkennen, daß es nicht angeht, unbedingt darauf zu bestehen, daß die Arbeiter zu Kreuze kriechen. Sollte letzteres wirklich stattfinden, so wäre damit nicht nur nicht ein leidliches Verhältniß der beiden Parteien erreicht, vielmehr nur eine stille Erbitterung bei den Arbeitern erzeugt, die sich auf jeden Fall ein Mal in irgendwie unliebsamer Weise Luft machen würde. Abgesehen davon, daß die Arbeiter aus sich heraus eine Vertretung wählten, welche mit den Arbeitgebern unterhandeln sollte, haben sie auch darin Besonnenheit an den Tag gelegt, daß sie ausdrücklich erklärten, die an ihrer Stelle eingestellten Arbeiter könnten nicht ohne weiteres entlassen werden, ein wesentlich milderes Zugeständniß, als wohl jemals von englischen oder americanischen Gewerkvereinen gegenüber „Blacklegs“ zu erreichen gewesen sein würde.

Die Socialisten der Kammer in **Frankreich** haben sich selbst einen Schlag in's Gesicht gegeben. Dies wird auch von liberaler Seite betont, obschon die Angelegenheit, in der es geschah, eine rein „klericale“ ist. Den rothen Brüdern ist nämlich die Sühnekirche auf dem Montmartre im Norden von Paris ein Greuel, weil sie die monumentale Erinnerung an die reumüthige Stimmung Frankreichs nach dem Unglück im Kriege gegen die Deutschen und an die Sühne bildet, welche die Schandthaten der Commune forderten. In letzterm Sinne ist die Herz Jesu-Kirche auf dem Montmartre ein Seitenstück zu der Sühnekapelle, welche zur Erinnerung an die Hinrichtung Ludwig's XVI. in Paris errichtet wurde. Jener Reue- und Sühnestimmung trug die französische National-Versammlung im Jahre 1873 Rechnung, indem sie die damals aus den Spenden der Frommen zu erbauende Sühnekirche als ein Gebäude öffentlichen Nutzens erklärte. Durch den Mund der National-Versammlung kam der Volkswille zum Ausdruck, und durch die Betheiligung von acht Millionen Franzosen an dem Bau durch ihre Spenden erhielt die Kirche den Charakter eines Collectiv-Eigenthums; beides Thatsachen, gegen die am wenigsten Socialisten etwas einwenden sollten, wie ihnen der Abbé Lemire — komischer Weise in der liberalen Presse zum Social-Demokraten gestempelt — sarkastisch vorhielt. Obschon die rothen Herren sich das selbst hätten sagen können und sollen, bestanden sie doch auf ihrem Antrage, den Katholiken die Kirche einfach fortzunehmen und den Bau niederzureißen. Kein Wunder, wenn sie damit durchfielen. Der Regierung aber wird, da sie auf der Seite der Gegner des Antrags stand, wieder ein Mal von Socialisten und Radicalen der Vorwurf des Klericalismus gemacht. — Eine interessante Wahl hat am Sonntag im Brester Wahlkreise für die Deputirten-Kammer stattgefunden. Diesen Kreis haben nacheinander der Bischof Freppel und der Rector der Pariser katholischen Universität, Msgr. d'Hulst, vertreten, beide Gegner der vom Cardinal Lavigerie eingeleiteten Marseillaise-Politik, gegen die sich Freppel 1890 noch recht scharf äußerte, wie die monarchistische Gazette de France hervorhebt. Die zwei geistlichen Abgeordneten hinter einander legten nahe, wieder einer geistlichen Persönlichkeit die Candidatur anzubieten. Man ersah nun den Bischof von Montpellier, eine gewiß eben so ansehnliche wie würdige Persönlichkeit. Der Bischof hatte aber in den Augen der Ralliirten den Fehler, daß er noch monarchische Gefühle hegte, und so wurde von ralliirter Seite ihm die Candidatur so sauer gemacht, daß er verzichtete, um seine Person nicht in den Streit der Parteien herabgezogen zu sehen, den die Ralliirten begonnen hatten. Letztere stellten nun den Abbé Gayraud auf, der sich zur Republik bekannte und für den allerlei agitatorische Stückchen in Scene gesetzt wurden, so ein Telegramm einer französischen social-politischen Versammlung in Rom, in die man die Namen zweier Cardinäle als angebliche Empfehlung der Candidatur verflocht. Die andern Katholiken hatten keinen geistlichen Candidaten, und eben diesem Umstande ist vielleicht die Niederlage des von ihnen aufgestellten Grafen de Blois zuzuschreiben.

Rußland hat wieder ein Mal etwas Sensation in der diplomatischen Welt erregt, indem es seinen neuen Minister des Auswärtigen nach Paris entsandte, damit er sich dort den zur Zeit leitenden Regierungsleuten vorstelle und in Beziehung zu denselben trete. Man hat darin eine neue demonstrative Bekundung der französisch-russischen Freundschaft erblicken wollen, die der eine oder andere vielleicht gar als Drohung auffaßte. So schlimm wird es sich wohl nicht verhalten; eher läßt sich die Sendung so verstehen: Holst du deinen Goluchowski, d. h. zeigt Deutschland, wie gut es mit Oesterreich steht, dann schicke ich meinen Murawieff und thue der Welt kund und zu wissen, wie gut ich mit Frankreich stehe. Wenn man nun den Grafen Murawieff nach Paris reisen sieht, um mit den Ministern in Beziehung zu treten, dann ist man versucht, ihm einen guten Rath zu geben und ihn daran zu erinnern, wie oft die Cabinete in Frankreich wechseln. Graf Murawieff sollte deshalb nicht versäumen, auch bei den Goblet, Bourgois sowie auch bei einigen, zwar gegenwärtig vorläufig abgetakelten, in der dritten Republik aber doch nicht für alle Zeit unmöglichen Opportunisten vorzusprechen. Der Riesencredit, den Frankreich den Russen gewährt hat und der wohl noch weiter von den letztern in Anspruch genommen werden wird, ist es wohl werth, daß Murawieff sich auch nach kommenden bzw. wiederkommenden Leuten umsieht.

Unterhaltendes.

(KV) **Abenteuer eines Engländers in China.** Unter dieser Ueberschrift erzählt ein ehemaliger Missionar aus China eine lustige Geschichte, die im wesentlichen auf die Vieldeutigkeit chinesischer Worte sich gründet. Es war in Tschonking, der Hauptstadt des östlichen Setschuan; dort sind die Chinesen noch ein gut Theil hochmüthiger gegenüber dem Europäer, diesem „westlichen Teufel“ und allen seinen culturellen Errungenschaften, als anderwärts. Aber nicht nur dieses, es gibt auch keine schönere Stadt in China, als Tschonking — nach ihrer Meinung. Und nun denke man sich die Rolle, die ein unter diese hochmüthigen Zopfträger gerathener Europäer spielt. Das beste, was ihm noch passiren kann, ist, bloß bemitleidet zu werden; wenn er aber dabei selbst sich unbehülflich im Verkehr stellt, dann hat er die ganze Meute hinter und gegen sich. So erging es einem steifledernen Engländer John, den der Reverend Smith zur Bequemlichkeit auf seiner Missionar-Laufbahn aus England mitgebracht hatte. Smith war Methodist und von der Gesellschaft für protestantische Missionen in London zum Vorstande eines kleinen Hospitals in Tschonking ernannt worden. John hatte übrigens schon in China hineingerochen, wie man so sagt, indem er, ehe er nach Tschonking kam, mit seinem Herrn ein Jahr in Shanghai zugebracht hatte. So bildete er sich denn ein, schon chinesisch sprechen zu können, während thatsächlich seine Kenntnisse sich auf irgend einen verballhornten Mischdialect beschränkten. Als nun der Reverend sich häuslich zu Tschonking einrichten wollte, fehlte noch dies und jenes. Eines Tages rief er John und beauftragte ihn, einen Wassereimer zu holen. „Ich habe meinen Litteraten nach der Bezeichnung gefragt, und dieser sagte mir, Wassereimer heiße Tong. Du behältst doch, John?“ John wiederholte: Tong, Tong und erklärte, nichts sei leichter, als so etwas zu behalten. Und er eilte fort, um den erhaltenen Auftrag zu erfüllen. Unglücklicher Weise lag die Wohnung des Missionars nicht „Unter Faßbindern“, wie wir sagen würden, sondern „Unter Apothekern“ (die Zünfte haben bekanntlich ihre besondern Stadttheile in China inne). Als nun John auf der Straße einen eleganten chinesischen Commis erblickte, der, den Fächer in der Hand, den Kopf frisch rasirt, mit einer nach allen Regeln der Kunst geflochtenen Flechte vorüberstolzirte, rief er denselben an: „Wo gibt es Tong?“ Der Angeredete mißt den westlichen Teufel mit einem hochmüthigen Blicke, noch ganz anders, als es die Commis in europäischen Weltstädten verstehen, und meint: „In welcher Sprache spricht dieser westliche Teufel zu mir? Wohl in derjenigen der untergehenden Sonne.“ Dann besieht er sich John durch seine runden Brillengläser noch genauer und ruft: „Was für ein komischer Mensch! Der hat ja rothe Haare! Er ist sicher ein hong man jers (wörtlich Mann mit rothen Haaren, womit die Engländer bezeichnet werden). Und in was für Kleidern steckt der!“ Der Commis, der noch nicht über Tschonking hinaus gekommen war, wollte vor Lachen bersten und machte mit seinen lang benägelten Fingern die Vorübergehenden auf den verdutzt da stehenden John aufmerksam. Und auch die andern lachten den armen John aus. Einer von diesen, ein Gereister, fragte ihn von einigem Mitleid gerührt: „Fremder, was willst du?“ John brachte nur Tong, Tong hervor. Ach so, er hat Schmerzen, vielleicht die Kolik, hier ist ja eine Apotheker-Bude, komm nur mit. Und John geht mit, sieht aber, als er an dem Geschäfte anlangt, daß man ihn zum besten hält, oder wenigstens nicht versteht. Und nun steht er da, hülflos, von der anwachsenden neugierigen und spottenden Menge umgeben. Nirgends auf der Welt finden sich in einer Stadt an einem beliebigen Punkte bei beliebigem Anlaß so viel Müssiggänger zusammen, wie in China. Man drängte und stieß sich um den armen John herum. Dieser aber, als Engländer, setzte seine Ehre darein, auch nicht einen Schritt zu weichen. Und so ging er langsam vorwärts von Zeit zu Zeit fragend Tong? Tong? Was erzählt er uns doch da? fragten einige. Er sagt, wir hätten Winter (Tong heißt auch Winter), und es ist doch so warm! Wieder ein Lachausbruch. Nein, ruft ein anderer, er will nach dem Ostthore, dem vornehmsten, durch welches auch die Fremden einziehen. So komm doch hierher, westlicher Teufel, hier geht es nach Osten (Tong auch Osten). Nein, sagt ein Dritter, er will eine Pfeife kaufen oder ein kupfernes Waschbecken (beides heißt auch Tong), hierher muß du gehen! John aber heulte jetzt in einem fort: Tong, Tong! Und der Ton, in dem er es sagte, gab dem Worte den Sinn von Dummkopf. Einer der Mitlaufenden hielt das auf sich gemünzt und schimpft: Du Schildkröten-Ei! Die Sache wurde schlimm; man hob schon Steine an. Glücklicher Weise nahm ein freundlicher Greis des Mannes sich an, dessen Verlegenheit er sofort erkannte. Er überlegte sich, was John wohl mit Tong wolle. Den Namen der „hundert Familien?“ (Es gibt nur ein paar hundert Familien-Namen in China). Nein! Eine Röhre? Nein! Ein Kind? Nein! Einen großen, dicken Menschen? Nein! Ein Loch? Eine Höhle? Nein! Aber er will doch Tong? Aha, fällt ihm ein: Vielleicht ein Kübel! Komm guter Freund, sagt er nun zu John. Dieser, ruhig geworden, folgt ihm vertrauensvoll. Sie kommen in eine Straße, wo man hölzerne Geräthe verkauft. Da! da! ruft jetzt John. Und der Alte führt ihn in ein solches Geschäft. Tong, Tong, wiederholt er. Der Händler zeigt zunächst ein Weinfaß vor, tong tricou. Puschete (Nein) sagt John. Dann tong pan, ein viereckiges Becken, in dem man den Reis schlägt. Puschete! Dann einen Nachtstuhl mit Zubehör aus Holz tong pien, tong wa. John wird roth bis unter seine rothen Haare. Endlich glänzt sein Auge und sein breites Gesicht verzieht sich zu einem noch breitern Lächeln; er stürzt in eine Ecke, aus der er einen gewöhnlichen Wasser-Eimer hervorholt. Gleichzeitig schreit er Tong, Tong, Tong und wirft zweihundert Sapeken auf den Ladentisch. Ja, das war ein Tong, aber ein Tong im dritten Ton, und er hatte alle falschen Betonungen erschöpft, ohne auf die richtige zu kommen. Triumphirend kehrt er heim.

** **Widerspänstiger Wind.** Kammerherr du jour: „Zum Teufel, Castellan, wie kam's, daß g'rade in dem Moment, als die Allerhöchsten Neuvermählten in den Schloßhof einfuhren, die Fahne vom Thurme nicht wehte? Hm!“ Castellan: „'s war g'rade Windstille, Euer Gnaden!“ Kammerherr: „Was? Windstille? ich dächte gar! in solch' 'nem Augenblick!“

** **Der Hexenschuß.** Isaak: „Vaterleben, komm' mal schnell 'rein in's Zimmer, die Sarah hat den Hexenschuß gekriegt!“ Itzig: „Gott der Gerechte, wie ist es möglich, bin ich gewesen nur im Garten, und hab' nicht 'mal gehört den Knall!“

** **Was Seltenes.** Fräulein: „Herr Doctor, ich habe gestern Bier getrunken und habe fürchterliches Kopfweh!“ Doctor: „Das ist freilich etwas Ungewöhnliches — ein weiblicher Kater!“

** **Erkannt.** „ . . . Nun, Frau Geheimrath, werden wir uns in Nizza sehen?“ „Es ist noch nicht entschieden, Herr Baron! Ich möchte wohl gern, aber mein Mann will nicht!“ „So, so! Nun denn, auf Wiedersehen in Nizza!“

** **Darum.** A.: „Warum ist dir denn der Schuster so unsympathisch?“ B.: „Der liefert meiner Frau die Pantoffeln.“

** **Merkwürdige Motivirung.** Passagier im Eisenbahn-Coupé auf der Fahrt an einem Gebirgssee entlang: „Schaffner, was ist das für ein Wasser?“ Conducteur: „Weiß ich's? I trink' 's ganze Jahr keins!“

Kölner Kirchen-Kalender.

Die frühesten heiligen Messen werden an Sonn- und Feiertagen Morgens um 5 Uhr im **Dom, St. Martin** und in der **St. Josephs-Kapelle** (Streitzeuggasse) — die spätesten um 11½ Uhr in **Minoriten** abgehalten.

Sonntag, 31. Jan. Vierter Sonntag nach Erscheinung des Herrn. (Evangelium: Christus stillt Wind und Meer. Matthäus VIII, 23—27.)

Kinder-Communion: In St. Gereon (Knaben), St. Ursula (Knaben).

In St. Gereon: Abends 6 Uhr Andacht der Bruderschaft von Jesus † Maria † Joseph mit Predigt und danach Aufnahme neuer Mitglieder in der Taufkapelle. — **Das ewige Gebet im Herz-Jesu-Kloster (Köln-Mauerberg).** Morgens 7½ Uhr heilige Messe. 9 Uhr Hochamt. Nachmittags 3 Uhr Vesper. Abends 6 Uhr Complet. — In St. Ursula: Gedächtnißfeier der Auffindung der Reliquien der heiligen Ursula mit 13stündigem Gebet. Abends nach der Complet Umgang und Tedeum.

Montag, 1. Febr. Ignatius.

In St. Martin: Fest der heiligen Jungfrau Brigida, Patronin gegen Viehseuchen als Titularfest der in diese Kirche übergegangenen Brigida-Pfarre. Morgens 9½ Uhr Hochamt mit Predigt. 11 Uhr letzte heilige Messe. Abends 6 Uhr Complet. Den ganzen Morgen hindurch wird den Pilgern Gelegenheit zur Beichte gegeben. Vollkommener Ablaß unter den gewöhnlichen Bedingungen. — Abends von 9—10 Uhr Sühne-Andacht. — In St. Andreas: Morgens 9 Uhr Segensmesse für die Verstorbenen aus der Bruderschaft vom heiligen und unbefleckten Herzen Mariä. — Im Vincenzhause: Morgens um 9 Uhr Hochamt mit Segen und Nachmittags um 5 Uhr Sacraments-Andacht.

Dinstag, 2. Febr. **Maria Lichtmeß.**

Vor dem Hochamt finden in allen Kirchen feierliche Kerzenweihe statt: Im Dom Morgens 9½ Uhr Pontifical-Amt. Nachmittags 3 Uhr Pontifical-Vesper. 4 Uhr Predigt, 5 Uhr feierliche Complet mit sacrament. Segen; in St. Andreas drittes Bruderschaftsfest der Bruderschaft vom heiligen und unbefleckten Herzen Mariä, Abends 6½ Uhr Andacht zur Bekehrung der Sünder mit Predigt; in St. Cunibert erstes Hauptfest der Revelaer'schen Bruderschaft, Morgens 9½ Uhr Hochamt für alle lebenden Mitglieder, Nachmittags 5 Uhr Andacht und Predigt zum Troste der verstorbenen Mitglieder, nach derselben sacramentalischer Umgang; in St. Jacob Nachmittags 3 Uhr Vesper, 5½ Uhr Complet, Predigt und Lauretanische Litanei; in St. Johann-Baptist Nachmittags 2½ Uhr Marianische Andacht, 5 Uhr Complet und Predigt; in St. Maria im Capitol, zugleich Titularfest der Frauen-Congregation, Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche heilige Communion, 9½ Uhr Hochamt. Nachmittags 3¼ Uhr Versammlung und Aufnahme neuer Mitglieder, 5 Uhr Complet mit Predigt; in St. Maria in Syskirchen Nachmittags 3 Uhr Segens-

Andacht. 5 Uhr Complet; in St. Peter für die Scharfenhoveler Bruderschaft Nachmittags 4 Uhr Betstunde; in St. Ursula erstes Quartalfest der St. Ursula-Bruderschaft, Nachmittags 4½ Uhr mit Predigt; in der Ursulinenkirche Nachmittags 3 Uhr Congregations-Versammlung, und ½6 Uhr Muttergottes-Andacht. — In der St Josephskapelle (Streitzeuggasse): Morgens ½6 Uhr gemeinschaftliche Communion für die Mitglieder des Marien-Vereins der Dienstmädchen.

Heute Nachmittag wird in allen Pfarrkirchen mit der Ertheilung des St. Blasius-Segens im Anschlusse an die Nachmittags- und Abend-Andachten begonnen.

Das ewige Gebet in der Franziskanerkirche (Ulrichsgasse). — In der Minoritenkirche: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche heilige Communion der Marianischen Congregation für junge Kaufleute. Vierter Antonius-Dinstag. — In der Herz-Jesu-Kirche: Abends von 9—10 Uhr Sühne-Andacht zum göttlichen Herzen Jesu für Männer und Jünglinge.

Mittwoch. 3. Febr. Blasius.

Heute Morgen wird in allen Kirchen vor und nach den heiligen Messen der heilige Blasius-Segen ertheilt. — In St. Jacob: Heute Fest des heiligen Blasius mit 15stündigem Gebet und vollkommenem Ablaß. — **Das ewige Gebet im Marienhospital (Pantaleonswall)** mit beschränkter Aussetzung des allerheiligsten Sacraments. Morgens 6 und 7 Uhr stille heilige Messen. 9 Uhr Hochamt. Abends 6 Uhr Complet. um 10 Uhr Schluß der Feier. — In der St. Maria-Ablaß-Kapelle: Fest Mariä Lichtmeß mit Octav. Morgens 9 Uhr Hochamt. Nachmittags 5 Uhr Complet. An den Werktagen der Octav Nachmittags 5 Uhr Andacht mit Segen. — In der St. Josephs-Kapelle (Streitzeuggasse): Abends 6 Uhr Segens-Andacht. — In St. Maria in der Kupfergasse: Dritter Mittwoch des heiligen Joseph. — In St. Johann-Baptist: Abends von 9—10 Uhr Sühne-Andacht.

Donnerstag. 4. Febr. Veronica.

Das ewige Gebet im Kloster der Barmherzigen Brüder (Brüsselerstraße 50). Morgens 6 Uhr Aussetzung des hochwürdigsten Gutes. 7½ und 8½ Uhr stille heilige Messen. ½10 Uhr Hochamt. Nachmittags ½3 Uhr Vesper. Abends 6 Uhr Complet. 10 Uhr Tedeum und Schluß. — Im Dom: Abends 6 Uhr sacramentalische Andacht mit Predigt. — In St. Ursula: Abends von 9—10 Uhr Sühne-Andacht.

Freitag. 5. Febr. Agatha.

In St. Peter: Fest der heiligen Jungfrau Agatha. Morgens 9½ Uhr Hochamt mit Segen. Nachmittags 5 Uhr Complet; in St. Gereon Morgens ½9 Uhr Hochamt mit Segen. — Erster Freitag des Monats. — Im Dom: Abds. 6 Uhr Kreuzweg-Andacht. — In St. Jacob: Abends um 6 Uhr Kreuzweg-Andacht. — In St. Maria-Himmelfahrt: Morgens 7½ Uhr Monatsmesse der Bruderschaft von der ewigen Anbetung. — In der Herz-Jesu-Kirche: Morgens ½9 Uhr Segens-Hochamt. Abends ½7 Uhr Herz-Jesu-Andacht mit Predigt. — In St. Alban: Abends 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht. — In der Ursulinenkirche: Morgens 6 und ½8 Uhr heilige Messe mit gemeinschaftlicher Sühnungs-Communion und Nachmittags 5 Uhr Herz-Jesu-Andacht für die Mitglieder der Ehrenwache mit Predigt und Vertheilung der Monatszettel. — In St. Aposteln: Abends von 9—10 Uhr Sühne-Andacht.

Samstag. 6. Febr. Dorothea.

Buntes Allerlei.

** **Eine drastische Belehrung** wurde vor einiger Zeit einer geizigen Dame zu Theil, die folgende Anzeige erlassen hatte: „Eine Dame von zarter Gesundheit sucht eine passende Gesellschafterin. Diese muß häuslich, musikalisch, liebenswürdig, in der Pflege erfahren, von gutem Aussehen sein und früh aufstehen. Temperenzlerinnen bevorzugt, gemüthliches Heim; kein Gehalt." Einige Tage darauf wurde der Dame ein Korb geschickt, in welchem sich bei der Eröffnung — eine hübsche Katze präsentirte. Um den Hals war ihr ein Brief gebunden, worin es hieß: „Gnädige Frau! Es freut mich, Ihnen auf Ihre Anzeige eine durchaus passende Gesellschafterin übersenden zu können, die allen Ihren Anforderungen entspricht. Sie ist häuslich, im Besitze guter Stimmmittel, steht früh auf, besitzt einen liebenswürdigen Charakter und gilt allgemein für hübsch. Sie hat als Pflegerin große Erfahrung, da sie schon eine zahlreiche Familie aufgezogen hat. Ich brauche kaum zu bemerken, daß sie vollständige Temperenzlerin ist. Gehalt beansprucht sie nicht und wird Ihnen für ein gemüthliches Heim durch treue Dienste dankbar sein."

** **Eine wahre Schreckensnacht** haben vorige Woche in der Nacht von Freitag zu Samstag mehrere Fischer aus dem Dorfe Neusitte durchlebt. Sie hatten am Freitag-Abend auf dem Kurischen Haff ihre Netze ausgeworfen und wollten sich hierauf nach Hause begeben, als sich plötzlich der Himmel ringsum verdüsterte und ein heftiges Schneegestöber einsetzte, das ihnen völlig die Möglichkeit nahm, sich zu orientiren. Noch dreiviertel Meilen von ihrem Wohnort entfernt, mußten sie sich entschließen, auf ihren kleinen Handschlitten das Weitere abzuwarten. Doch immer stärker wurde der Schneesturm, und so zogen sie es denn vor, durch Nacht und Graus dem Heimathsorte zuzupilgern. Etwa eine halbe Meile mochten sie in dem tiefen, losen Schnee gemacht haben, als plötzlich die Kräfte eines lungenkranken Kameraden erlahmten. Zurückgelassen durfte er nicht werden; so legten sie ihn auf einen Handschlitten, wickelten ihn in Decken und zogen ihn so mit sich fort. Zwei Stunden lang waren sie bereits unterwegs, ohne daß sie den Heimathsort erreicht hatten, da beschlossen sie, vollständig ermüdet, die Nacht auf dem Eise zuzubringen. Sie stießen ihre Eisstangen in das Eis, befestigten an der Windseite ihre Decken und hockten nieder, um nach so furchtbaren Anstrengungen einzuschlummern. Als sie am nächsten Morgen erwachten, waren den meisten von ihnen verschiedene Körpertheile erfroren. Nachdem sich das Unwetter etwas gelegt hatte, zogen sie weiter. Sechs Stunden lang irrten sie nun auf der weiten einförmigen Eisfläche umher, bis es sich endlich herausstellte, daß sie in der Nähe von Sarkau, auf der Kurischen Nehrung, also etwa sechs Meilen von ihrem Heimathsorte entfernt, angelangt waren. Durch mehrere Fischer, die gerade mit ihren Schlitten eine Fahrt über das Eis vor hatten, wurden sie dann von hier aus mitgenommen und etwa zwei Meilen von ihrem Dorfe entfernt abgesetzt. Von dort erreichten sie am Abende zu Fuß ihren Heimathsort.

** **Ueber das Gruben-Unglück in Laurahütte** meldet die Schlesische Zeitung: Das Terrain der alten Grube Ficinus-Schacht ist von den Brandfeldern der Fanny-Grube durch dicke Mauerdämme getrennt, welche jedoch häufig Risse bekommen. Auch am jüngsten Samstag strömten wieder giftige Gase durch solche Risse in den Ficinus-Schacht aus. Abends gegen 6 Uhr unternahmen ein Fahrsteiger und zwei Hauer, die gefährliche Stelle aufzusuchen. Plötzlich aber schlug der Luftzug um und die gefährlichen Gase nahmen die Richtung nach dem Schachte. Der eine Hauer vermochte sich zu retten. Als später ein weiterer Bergmann Hülfe zu bringen suchte, explodirten die ausströmenden Gase und eine riesige Feuergarbe stieg zum Himmel empor. Der Schacht stand in hellen Flammen und war bis Sonntag früh ausgebrannt. An dem Tode der Unglücklichen wird nicht gezweifelt.

** **Eine Lawine** riß am Montag-Mittag zwischen den Galerieen auf der Südseite des Bernina-Passes einen Postzug mit mehreren Schlitten, den Pferden und dem Postillon in die Tiefe. Der Postillon wurde getödtet, ein Schlitten und ein Pferd gingen verloren. Die beiden Reisenden, der Chef der Grenzwache, Major v. Salis, und sein Begleiter gingen hinter den Schlitten und konnten sich retten.

** **Eisenbahn-Unfall.** Am Sonntag-Abend entgleiste auf der Linie Samara-Slatoust bei der Station Illino ein aus Tscheljabinsk nach Samara abgegangener Eisenbahnzug. Elf Wagen wurden zertrümmert, zwei Insassen getödtet und gegen 20 verletzt.

(KV) **In 36 Stunden von England nach New-York** wollen zwei Russen mit einem von ihnen erfundenen Schiffe fahren, das sie in Deutschland, Rußland, Oesterreich, Frankreich und Italien durch Patente haben schützen lassen. Dasselbe soll nicht auf, sondern unter dem Wasser fahren und ist nach dem Grundsatze gebaut, daß die bisher im Gebrauche befindlichen Schrauben im Vergleich zu der gewaltigen Kielmasse viel zu klein sind. Das neue russische Schiff besteht daher, nach der Schilderung des Schiffsmaschinen-Ingenieurs C. H. Schilling, aus zwei Theilen, nämlich dem eigentlichen Schiffe und einer dasselbe umgebenden Hülle. Um letztere windet sich in Schlangenwindungen vom Bug bis zum Achtersteven eine flossenähnliche Schraube, welche von dem innern Schiffskern heraus durch Elektricität bewegt wird und bei jeder Umdrehung um ihre eigene Länge im Wasser sich weiterbohren soll. Dieses System hätte allerdings auch die weitern Vortheile, daß das so gebaute Schiff keine Stürme und Zusammenstöße zu fürchten hätte, daß seine Fahrgäste während der kurzen Fahrt schlafen oder lesen, oder im elektrisch beleuchteten Salon sich unterhalten könnten, ohne die See zu sehen oder zu hören und ohne — seekrank zu werden. Der Bau eines solchen etwa 30 Reisende nebst der kleinen Bedienungsmannschaft fassenden Schiffes würde nur etwa 400,000 M. kosten. Man wird darauf gespannt sein dürfen, ob der kühne Plan, der auf den ersten Blick etwas Bestechendes hat, zur praktischen Ausführung gelangen wird. In 36 Stunden von England nach New-York! Welche Belebung des Verkehrs zwischen der alten und neuen Welt ließe aus der Verwirklichung dieser Verheißung sich erwarten! H

** **Erdbeben.** Die Anzahl der Leichen, welche unter den auf der Insel Kischm (Tavilah) eingestürzten Gebäuden aufgefunden wurden, beträgt 1400.

Vermischtes.

** **Ueber Ausschreitungen in Stettin** am Dinstag-Abend nach dem zu Kaisers-Geburtstag veranstalteten Zapfenstreich berichtet die Ostseeztg.: Gegen 10 Uhr Abends wälzten sich vom Paradeplatz her unter Johlen und Brüllen mehrere Haufen von meist halbwüchsigen Burschen durch die große und kleine Domstraße und über den Roßmarkt. Auf dem Roßmarkt begannen sie die Schaufenster mit Schneeballen zu bombardiren, jedoch wurden sofort die Jalousien herabgelassen, so daß ein weiterer Schaden nicht stattfand. In der kleinen Domstraße wurde bei dem an der Ecke der Roßmarktstraße gelegenen Luckfiel'schen Delicatessengeschäft die Glasscheibe der Ladenthüre eingeschlagen und das daselbst ausgehängte Geflügel geraubt. In der großen Domstraße wurde zunächst eine Schaufensterscheibe des Manufacturwaarengeschäfts von Paul Letsch zertrümmert, ebenso bei dem Kaufmann Liedfeld an der Ecke der Pelzerstraße. Der Haufe zog dann weiter und machte vor dem Norddeutschen Biercontent Halt, wo ebenfalls ein Fenster eingeworfen wurde. Einige Kellner, die auf die Straße eilten, wurden mit hartgefrorenen Schneestücken beworfen, so daß sie sich eiligst zurückziehen mußten. In dem schräg gegenüber belegenen Cigarrengeschäft von Zickert erschienen vier Burschen und verlangten Cigarren, da es Kaisers-Geburtstag sei. Sie wurden hinausgewiesen, aber kaum hatten sie den Laden verlassen, als ein Bombardement gegen das Schaufenster begann. Durch die zertrümmerte Scheibe flogen Mauersteine bis in das Innere des Ladens und zertrümmerten dort die Gläser des Kronleuchters. Die Schaufensterscheibe wurde bis auf den letzten Rest mit Fußtritten eingestoßen, und dann ging es an ein Ausplündern des Fensters. Etwa dreißig Kisten Cigarren, Tausende von Cigaretten und viele Packete Tabak wurden geraubt. Die geleerten Cartons wurden zum Theil wieder in das Fenster zurückgeworfen. Die Tumultuanten zogen dann weiter über den Kohlmarkt, wo sie einige Fenster von Wohnungen in den obern Stockwerken einwarfen. Dann wurde bei dem Weißwaarengeschäft von Jablonski, Kohlmarkt 7, eine Schaufensterscheibe zertrümmert. Ebenso wurden in drei andern Geschäften die Schaufensterscheiben eingeschlagen. Von dort zerstreuten sich die Tumultuanten. Einige Verhaftungen sind bereits vorgenommen.

(KV) **Die nächtlichen Ausschreitungen von Studenten** haben in München einen hohen Grad erreicht. Es vergeht fast keine Schöffengerichts-Sitzung ohne eine Verhandlung gegen Studenten-Excesse. Der vorsitzende Amtsrichter des Amtsgerichts München I hat sich in der letzten Sitzung in längerer Rede über diesen Unfug verbreitet. Er führte aus: „Die Unsitte, zur Nachtzeit und am frühen Morgen die Straßen unserer Stadt mit furchtbarem Gebrüll und Gejohle zu durchziehen und Excesse schlimmster Art zu verüben, nimmt leider in erschreckender Weise zu. Im Strafvollstreckungs-Gefängniß zu Stadelheim haben bis jetzt mehr als achtzig Studirende bereits Freiheitsstrafen abgesessen. Der Inspector, sowie der Hausarzt dieser Anstalt haben ganz besonders in letzter Zeit lebhafte Klage darüber geführt, daß diese Sorte von Studenten sich in der frechsten, gemeinsten und unsäthigsten Weise benimmt, und oft in einem Zustande zum Strafantritt sich einfindet, der jeder Beschreibung spottet. Abgesehen davon, daß diese Herren stets von einer größern Anzahl von Collegen und Commilitonen in Fiakern zum Gefängniß geleitet und auf dieselbe Weise wieder abgeholt werden, befinden diese Studirenden sich meist in hochgradig angeheitertem Zustande, und es werden angesichts des Gefängnisses Ausschreitungen verübt, die nicht selten Anlaß geben, gegen diese Krakehler neuerdings strafrechtlich einzuschreiten. Nach der Entlassung und selbst während der Inhaftirung solcher »Herren« treffen an die Beamten und das Personal des Strafvollstreckungs-Gefängnisses, sowie an die Häftlinge selbst, offene Postkarten und Briefe des gemeinsten und ordinairsten Inhaltes ein, eine Handlungsweise, die sich von selbst richtet. Es wird daher in Zukunft wohl nöthig werden, daß gegen eine solche verrohte Jugend mit ganz exemplarischen Strafen vorgegangen werden muß. Ich bin daher, so viel in meiner Macht steht, auch fest gewillt, wenn dieser Unfug und diese unerhörten Excesse nicht bald aufhören, in jedem Falle das Strafmaximum von sechs Wochen zu verhängen; denn die Herren Studirenden wollen es nicht anders! Anstatt zu lernen, um später tüchtige Staatsbürger zu werden, kneipt man ganze Nächte hindurch, ruinirt sich selbst an Leib und Seele, brüllt andere Leute aus ihrer Nachtruhe, schlägt sich mit Fiakern und balgt sich mit Gelichter schlimmster Sorte auf offener Straße herum und belästigt und verhöhnt schließlich die ohnedies so schwer dienstlich in Anspruch genommene Gendarmerie. Schreitet diese dann gegen solch' gebildete Flegel ein, dann fühlen diese jungen Herren sich auf ein Mal wieder als Studenten und wollen mit Glacehandschuhen angefaßt sein. Zu wiederholten Malen habe ich es hier im Gerichtssaale den Studirenden schon an's Herz gelegt, sich anständig und ordentlich zu führen, wie man es von gebildeten Leuten erwartet. Allein umsonst! Wenn die Herren Studirenden diese gut gemeinten Rathschläge nicht befolgen und beherzigen wollen, dann müssen sie eben auch die Folgen tragen." Am besten wäre, wenn aus der Münchener Studentenschaft selbst heraus die Reaction käme. Gesittete Elemente, die nicht in denselben Topf mit den Krakehlern gehören, gibt es ja genug.

** **Die Pest in Indien.** Im Figaro veröffentlicht Prinz Bozidar Karageorgievic, welcher gegenwärtig Indien bereist, seine Eindrücke in dem von der Pest heimgesuchten Lande. Wir entnehmen den Briefen des Prinzen, die aus Bombay datirt sind, folgende Darstellung. Die Hindu-Stadt, der Bazar, die Handelsstraßen sind, wenn man die außerordentlich dichte Bevölkerung Bombay's bedenkt, fast leer. Zwischen den kleinen Hütten, wo riechende Hölzer und Weyrauch brennen, herrscht gleichzeitig der scharfe, durchdringende Geruch von Phenol, und vor dem verpesteten Haus, aus welchem man gerade einen Leichnam trägt, beflecken lange Streifen einer röthlichen Flüssigkeit, auf deren Grund Chlor zu sehen ist, den Boden. In dem Viertel der Eingeborenen, längs des Meeres und der Docks, scheint die Pest sich einzuschließen, und die Häuser, welche nach Chlor und Phenol riechen, werden immer zahlreicher. Colaba, ein halb englisches Viertel, ist beinahe verlassen, und die in Marine-Lines casernirten Truppen lagern in Zelten längs des Meeres. Die Börse ist geschlossen. Die meisten Fabriken haben den Betrieb eingestellt, und die Zahl derer, welche in dem letzten Monate geflüchtet sind, wird auf 250,000 geschätzt. Auf dem Bahnhofe herrscht jeden Abend ein fürchterliches Gedränge von Leuten, welche am Tage in keinem Zuge Platz gefunden. Eine Menge von rothen und weißen Kulis drängt an die Schalter der dritten Klasse, unter Gebeten ihr Geld hinstreckend, und überall schreien diese armen Leute, drängen an einander, reichen ihr Geld über die Köpfe der vor ihnen stehenden, werden zurückgedrängt und arbeiten sich wieder zum Schalter durch. Inmitten des Bahnhofes stehen Weiber mit ihren Kindern und dem Gepäck, einigen Bündeln, in rothe und weiße Fetzen gehüllt, und Kupfergeschirren, die wie Gold glänzen. Sie erwarten das Billet, welches ihnen gestattet, zu fliehen. Nachdem der letzte Zug abgegangen ist, werden große Lager um den Bahnhof herum errichtet. Die große Masse legt sich auf die Erde und erwartet in malerischer Unordnung zwischen Decken und dem aufgehäuften Gepäck die Morgenzüge. Bemerkenswerth ist, daß in den Spitälern, Dank der Serum-Einspritzungen, mehr als zwei Drittel der aufgenommenen Pestkranken gerettet werden. Aber der Gedanke an eine Vermengung der Kasten, an einen Contact mit Leuten, die sie als ihre Untergeordneten betrachten, hält die Hindus den Spitälern fern. Sie bleiben lieber zu Hause, lassen sich von Curpfuschern behandeln und sind unrettbar verloren. Bei einem kranken Paria wäscht ein Weib das weiße Kleid, mit welchem man den Todten am nächsten Morgen bekleiden wird. Dieses Kleid muß von einem Familien-Mitglied gewaschen werden. Der Kranke liegt auf einem sehr niedrigen Bett. Er schwitzt in großen Tropfen. Umschläge hüllen seinen Hals ein, und er verlangt mühsam: „Wasser! Herr!" Dann schließt er die Augen und scheint zu schlafen und schläft so bis zu seinem Ende. In den schmalen Gassen gehen die Beerdigungen vor sich. Die Hindus werden auf Bahren getragen; die Körper sind roth bemalt: gräßliche Gestalten mit bleiernem Lächeln auf den scharlachrothen Lippen. Die Körper werden mit Gasmin-Guirlanden und bengalischen Rosen bedeckt. Vor der Bahre trägt ein Mann, welcher den Scheiterhaufen anzünden wird, eine Vase mit glühenden Kohlen, und hinter dem Todten marschiren Leute, welche klappern und trommeln. Dann folgen Fremde, welche Hölzer tragen, womit sie dem Todten die letzte Ehre erweisen, indem sie dieselben auf den Scheiterhaufen legen. Das Spital der Pestkranken. Der Wagen führt uns außerhalb der Stadt in ein Elendsviertel. Auf einem unbebauten Grunde in der Vorstadt Porel erhebt sich das Krankenhaus. Alle Kranken sind Kulis und Sudras, Angehörige der untern Kasten. Auf niedrigen Betten mit dünnen Matratzen keuchen die Unglücklichen. Man trägt gerade einen Kranken herein, der eine große harte Anschwellung an der Hüfte hat, eine Drüse, die man anschneiden und dann injiciren wird. Dort ist der Sitz des Uebels. Wenn diese Drüsen am Halse, unter dem Arme auftreten, tritt Fieber ein, der Kranke wird schwächer und stirbt. In einem andern Saal sind die Reconvalescenten und leichten Fälle. Ganz am Ende liegt ein fürchterlich Herabgekommener, der so mager ist, daß man die Linie des Körpers an der Decke gar nicht gewahr wird. Er kommt aus einer Gegend, wo die Hungersnoth herrscht, und ist hier der Pest zum Opfer gefallen. Man weckt ihn. Er öffnet seine übergroßen Augen. Eine Freude kommt bei diesem Erwachen über ihn — oder ist es vielleicht ein schöner Traum? Er hat das Lachen eines glücklichen Jungen, lustig bewegt er seinen rasirten Kopf mit dem Haarbüschel an der Spitze. Er schläft sogleich wieder ein. Es geht ihm besser, sein Fieber nimmt ab, und der Arzt erklärt ihn für gerettet. In einem entfernten Saale liegen vier hoffnungslose Fälle. Sie befinden sich in einer delirischen Angst, stoßen mit rauher Stimme Rufe aus, die nach und nach verlöschen. Zwei Wärter halten den Schreienden. Ein anderer klappert mit den Zähnen. Ein Dritter zappelt unter den Decken; der letzte hat eine ruhige träge Miene, vielleicht ist er schon todt. Weiter entfernt, in Bambus- und Stroh-Hütten, hat man die Hindus isolirt, welche sich nur von Hindu-Aerzten und mit einfachen Mitteln behandeln lassen. Da liegt ein alter Mann im Delirium und scheint uns mit einem leeren, stumpfsinnigen Blick zu betrachten, wie wenn das Leben schon aus ihm gewichen wäre. Wie die Times of India meldet, haben seit dem 26. September v. J., an welchem Tage die Pest in der Bombayer Sterblichkeits-Ausweisen zuerst amtlich anerkannt wurde, 9835 Todesfälle mehr stattgefunden, als nach dem Durchschnitt der letzten fünf Jahre zu erwarten war. Dieselben sind sicherlich der Pest zuzuschreiben. — Gegen die Pest, schreibt man der Kölnischen Volkszeitung aus Constantinopel, werden jetzt von allen Seiten Maßregeln getroffen. Der ägyptische Ministerrath hat beschlossen, wenn zur Zeit der mohammedanischen Pilger-Reise nach Mekka in letzterer Stadt die Pest ausbräche, den Pilgern den Zugang nach Aegypten zu verbieten. Alle Behörden werden Befehl erhalten, nur solche Pilger nach Mekka ziehen zu lassen, deren Mittel es erlauben, unter bessern Verhältnissen zu reisen und sechs Monate im Hedschaz zu leben. Die große Gefahr ist nämlich die Einschleppung der Pest durch die Pilger, die alljährlich aus allen Theilen der mohammedanischen Welt, auch aus Indien, nach Mekka ziehen, um dort das Bairamfest zu feiern. In welchem Zustande diese Tausende reisen und am Wallfahrtsort anlangen, ist bekannt; alljährlich fordern epidemische Krankheiten zahllose Opfer, wenn diese Leute von ihrer Wallfahrt zurückkehren und die Krankheiten mitbringen, trotz Quarantainen und andern Maßregeln. Augenblicklich beläuft sich die Zahl der Pilger, welche in Dscheddah angelangt sind, auf 8000. Die persische Regierung hat strenge Maßregeln gegen die Provenienzen aus Indien getroffen. Europäische Aerzte sollen sich nach Manden, Abaza und andern Häfen begeben. Die Türkei hat den Mächten die Errichtung einer Quarantaine in Aden gegen die indischen Herkünfte vorgeschlagen. Bekanntlich ist in Mekka auf Kosten der Civilliste des Sultans ein großer Hân (Art Karawan-Serail) für die bedürftigen Pilger errichtet worden. Das Gebäude ist seit kurzem fertiggestellt und hat 40,000 Pfd. gekostet. Es enthält 1000 Betten; die Pilger, welche darin Unterkunft finden, bekommen täglich unentgeltlich zwei Portionen Suppe mit Fleisch und zwei Brode. In der Nähe wird ein Hospital für die kranken Pilger gebaut werden. Letztere werden jetzt provisorisch in einem besondern Saal des Hân gepflegt. Die Gehälter der Beamten des Hân werden von der Civilliste des Sultans bestritten. Eine Abtheilung Aerzte, Chirurgen usw. begibt sich demnächst dorthin.

⁂ Kölner Dom-Lieder. I.*)

Um den Kölner Dom, diesen steingewordenen Riesengeist, singen ganze Dichterchöre, Nachtigallen, Amseln und Spottdrosseln; mögen auch unmusikalische Spatzen dazwischen lärmen, so ist das ganze doch ein Schauspiel, das zu verweilen lockt. Zu dem poetischen Interesse gesellt sich ein geschichtliches. Weiß das junge Geschlecht, das heute so stolz zu dem hohen Wunderbau aufblickt, noch etwas von dem langwierigen Processe, der um die Restitution des seit

*) Abdruck ist nicht gestattet. Gesetz v. 11. Juni 1870, §§. 7 u. 10. D. Red.

Lösung 30:

Jahrhunderten geächteten und seiner Macht und Ehren beraubten Königs der alten deutschen Kunst geführt werden mußte? Dank dem unermüdlichen Eifer seiner Sachwalter, allen voran unseres unvergeßlichen August Reichensperger, ist der Proceß so glänzend gewonnen worden, hat der alte Dom, erneuert und vollendet, die Wirkung des ihm innewohnenden Geistes so ausgiebig nach allen Richtungen hin, nach der Seite der Forschung wie nach der der Praxis, geübt, daß man zweifeln mag, ob jene Kunde noch lebendig fortklingt in dem Leben, das inzwischen aufgeblüht ist. Da ist es gut, sich auch die Tage gegenwärtig zu halten, wo unser Dom mitten im Anprall zweier gegeneinander wogenden Zeitströmungen stand, wo der wieder in Bewegung gesetzte Krahn das Zeichen war, das die Geister schied, und alles, was sich dazu berufen glaubte, öffentlich Zeugniß ablegte für oder wider den Bau. Wie könnte man aber das verblaßte Andenken wirksamer auffrischen, als durch die Dichterstimmen, die damals — mahnend, antreibend, triumphirend die einen, scheltend und spottend die andern — zu den Gerüsten der Steinmetzen emporklangen? Es sind ihrer freilich, auch wenn man bloß die schönsten und die durch ihre Urheber bemerkenswerthesten berücksichtigt, so viele, daß nichts übrig bleibt, als nur die Namen zu nennen, da und dort eine markante Stelle herauszuheben und sie mit Randbemerkungen zu versehen.

Vor allem jedoch: Was war das für eine Strömung, die, so stark die widerstrebende auch sein mochte, dennoch obsiegte und mit ihrer Wucht das Werk emportrieb, bis sich hoch in den Lüften die Kreuzblumen entfalteten? Es war die romantische, das Wort in dem allgemeinen Sinne genommen, worin es „Zurückgreifen auf das Vaterländische in Poesie, Kunst und Wissenschaft" (Reinhold Steig) bedeutet. Wie diese Tendenz einst im Reich der Dichtkunst bunt und phantastisch aufgeblüht war, dann in dunkeler Zeit, zur reinen und hellen Flamme geworden, das ganze Volk durchdrungen hatte, trachtete sie nun, in den Tagen siegreicher Erhebung, wieder in die künstlerische Region zurückzuschlagen und wahr zu machen, was Max von Schenkendorf im Juli 1814 auf dem Schloß zu Heidelberg sang:

Laßt uns hier ein Bündniß stiften,
Uns're Vorzeit zu erneu'n,
Aus den Grüften, aus den Schriften
Ihre Geister zu befrei'n.

Da wies Joseph Görres solchen Bestrebungen ein hohes, alle andern beherrschendes Ziel. Am 20. November 1814 lenkte er im Mercur die Aufmerksamkeit auf den Dom als das den späten Enkeln zur Vollziehung hingegebene heilige Vermächtniß, „ein Symbol des neuen Reiches, das wir bauen wollen!" Der schöne Aufsatz — ein Gedicht in Prosa, werth, daß es jedes rheinische Kind in seinem Lesebuche fände — weckte alsbald auch von Dichterlippen ein lautes und forthallendes Echo.

Keiner unter den Sängern der Befreiungskriege stand nach Charakter und Geistesart den alten Romantikern so nahe als der Ostpreuße Schenkendorf. Wie er als zwanzigjähriger Jüngling gegen die unwürdige Verwendung und Verwahrlosung des Schlosses Marienburg aufgetreten war, so erstarkte diese frühe Liebe für die mittelalterliche Kunst, für die „Kirchen, hoch und kühn und zart, erdacht nach alter deutscher Art", nur noch mehr während seiner Wirksamkeit in den Rheingegenden. Nach dem Frieden kam er als Regierungsrath nach Koblenz, wurde zeitweilig Görres' Hausgenosse, dessen Freund und Mitarbeiter am Mercur er bereits war. Vorher hatte er ein paar Monate wartend in Köln verbracht, wo ihm andere Gleichgesinnte lebten, vor allem Dr. Eberhard von Groote, der kunstverständige Assessor und vormalige Adjutant des kunstsinnigen Kronprinzen von Preußen. Was Wunder, daß die Görres'sche Idee in ihm zündete, daß, fremde Anregung und eigene Anschauung zusammenwirkend, dem enthusiastischen Manne die beiden allbekannten Domlieder gediehen, die Groote in seinem „Jahrbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst" (1816) zuerst veröffentlicht hat: das eine, „Es ist ein Wald voll hoher Bäume", eine echt romantische Verherrlichung des Gotteshauses, mit der „süßen Laube, nach der mein Sehnen ewig schaut", das andere, „Seh' ich immer noch erhoben auf dem Dach den alten Krahn", mit dem prophetischen Hinweis auf den spätern Bauherrn Friedrich Wilhelm IV.:

Denn der Jüngling ist gefunden,
Der den Tempel wieder baut!

Freilich, was hier eine sanguinische Dichternatur im Hinblick auf den Besuch, den der damalige Kronprinz von Preußen in Begleitung Sulpiz Boisserée's im Sommer 1814 dem Dom abgestattet hatte, als nahe bevorstehend verkündete, sollte erst nach Jahrzehnten eintreffen. So war auch die Hoffnung, die ein anderer Dichter aus einem andern Ereignisse schöpfte, verfrüht. In jenem Jahre 1814 hatte man in Darmstadt auf dem Speicher eines Gasthofes den Plan des südlichen Thurmes aufgefunden. Darauf Bezug nehmend sang Friedrich Rückert, noch nicht der Verkünder der Brahmanen-Weisheit, sondern der jugendliche Sänger der geharnischten Sonnette, sein markiges Lied:

Der hohe Dom zu Köln!
Es lag in Finsterniß des Meisters Plan und Riß;
Jüngst hat man aus der Nacht den Plan an's Licht gebracht.
Dom, hoher Dom zu Köln!

Und kategorisch folgerte er daraus: Jetzt soll seyn ausgebaut der hohe Dom zu Köln!

Träume, Schäume! Trübe Zeiten folgten dem vaterländischen Aufschwung, und was den Dom betrifft, so schien die Idee seiner Vollendung an der Unerschwinglichkeit der Kosten auf ewig scheitern zu müssen. Genug, wenn wenigstens gerettet wurde, was noch zu retten war. Und selbst dazu fehlten die Anstalten. Mehr und mehr gerieth die Dom-Ruine in Verfall, so daß 1823 der Aachener Canonicus Wilhelm Smets, Sophie Schröder's, der berühmten Tragödien, poesiebegabter Erstgeborener, ein gar bewegliches Klagelied „Von dem Kölner Dom in dieser Zeit" anstimmte, darin er, Hülfe heischend, Kaiser und Könige, Fürsten und Grafen, Ritter und Herren anrief. Dann fährt er fort:

Ihr Frauen, deutsche Frauen, legt ab der Steine Glanz,
Laßt draus von neuem bauen des Domes Laubwerk-Kranz!
Ihr Sänger mit den Harfen, ihr Harfen mit dem Sang,
O stimmet an den scharfen, bußpredigenden Klang.

Kunst- und Weisheitsschulen, alle sollten einen Nothschrei erheben.

Und hör' den Schrei in Nöthen du deutsche Christenheit!
Wenn All' ihr Scherflein böten, wär bald das Werk bereit.

Das Jahr darauf begannen die Restaurationsarbeiten unter Ahlert's Leitung.

Es konnte nicht ausbleiben, daß auch der alten Domsage eine poetische Neumünzung zu Theil wurde. Warum ist der Dom seiner Zeit nicht ausgebaut worden? Das Volk erzählte sich, es habe der Meister mit dem Teufel gewettet, eher die Spitze des Thurmes zu vollenden, als jener einen Canal von Trier nach Köln gegraben habe und eine Ente darauf geschwommen käme. Das Unglaubliche sei aber geschehen. Den heranschwimmenden Vogel bemerkend, habe sich der Künstler in die Tiefe gestürzt und nach ihm sei Niemand gewesen, der das Werk zu vollbringen vermocht. Dieser Fassung entspricht im Wesentlichen eine Ballade von Wilhelm Langewische, der 1833 gleich ein ganzes Bändchen „diabolische Dichtungen" auf den Büchermarkt warf. Poetischer, aber auch freier, statt der Wette mit dem Teufel einen Wettstreit zwischen verschwägerten Meistern setzend, wobei ebenfalls der geheimnißvolle Quell, von dem schon Gelenius erzählte, eine Rolle spielt, hatte mehrere Jahre vorher Adolf Ludwig Follen die Sage behandelt. Er war einer der unglücklichen Patrioten, die den politischen Umschwung nach den Befreiungskriegen hart genug empfinden mußten. Nach zweijähriger Haft wandte er sich nach der Schweiz und gab hier seinen „Bildersaal deutscher Dichtung" (1828) heraus, der die schöne Romanze enthielt. Sie ist später in Simrock's „Rheinsagen" übergegangen, steht auch in manchen Schulbüchern, so daß sie den meisten Lesern bekannt sein dürfte.

Inzwischen hatte sich in der neuen Zeit eine neue Sage gebildet; es kamen, wie Treitschke bemerkt, „alterthümlich klingende Domsagen in Umlauf, von denen sich das Mittelalter nichts hatte träumen lassen, allesammt echte Kinder der vaterländischen Sehnsucht des jüngsten Geschlechts". Ihr Ursprung liegt klar am Tage. Er ist in jenem Aufsatz von Görres zu suchen, der gleichsam in flüssiger Form die Gedanken enthielt, die nun allerlei gute Leute, aber mäßige Musikanten poetisch zu krystallisiren strebten, bis endlich — Dank einem glücklichen Zufall — eine echte Dichternatur den schöpferischen Proceß zum Abschluß brachte. Wer kennt nicht die Ballade der Droste-Hülshoff: Meister Gerhard von Köln, ein Notturno? In linder Mondnacht, voll von jener geisterhaften Stimmung, die zu erwecken ihr eine so wunderbare Kraft gegeben war, läßt sie uns des Meisters Schemen schauen, wie er, dunstgeboren, auf und ab gleitet in den unvollendeten Hallen, messend und traurig prüfend, um dann hoch am Krahn die ewige Sehnsucht seines Künstlerherzens auszusprechen. Das Bild mochte ihr schon lange vor der Seele geschwebt haben, wohl seit den Tagen, da sie in Köln bei ihrem Oheim Werner v. Harthausen, einem Geistesverwandten der Gebrüder Boisserée und Fr. Schlegel's, zu Besuch geweilt hatte. Nun aber hieß sie ein Zufall, ihm Umriß und Farbe zu geben. Levin Schücking, damals noch tief in der Romantik steckend, auf die er in der Folge verächtlich herabsah, verfaßte eine Schrift: Der Dom zu Köln und seine Vollendung (1841), und schrieb ein Einleitungsgedicht dazu, Der Bettler am Rhein, heute vergessen, wie alle seine Gedichte. Annette, immer bereit, die Arbeiten ihres jugendlichen Landsmannes und Schützlings mit poetischen oder andern Gaben ihrer Feder zu schmücken, dichtete ihm auch dies Mal eigens einen Beitrag, eben dieses Gedicht, das nunmehr als köstliche Perle im heimischen Balladenschatze glänzt, während die Muschel, die es umschloß, weggeworfen in Bibliotheken verstaubt.

Wir haben uns dem Jahre genähert, das die erste freudige Gewähr der Erfüllung der immer mächtiger lodernden Sehnsucht brachte. Schlimme, für die Domsache wenig ermuthigende Jahre waren ihm vorausgegangen: die Zeit der Kölner Wirren. An sie anknüpfend finden wir in V. Menzel's Gesänge der Völker ein dem Dom geweihtes Gedicht von Maßmann, dem von Heine so schmählich verspotteten Turnmeister und Germanisten. Er sagt darin:

Alten Haß und neue Fehde
Lud man auf der Kölner Rhede
In das lecke Schiff der Zeit:
Und es lief wie wildes Feuer,
Wie ein fressend Ungeheuer
Durch das Vaterland der Streit.

Dann seiner Beendigung gedenkend, heißt er die deutschen Brüder zur Buße zu kommen, den Bund der Treue zu beschwören und zum Bundeszeichen des Domes Felsen-Eichen zum Walde sich wölben zu lassen:

Hand an's Werk! Es wird gelingen:
Lasset frisch die Meißel klingen,
Daß es durch die Berge schallt.

Das Gedicht wird in der dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. folgenden Zeit geschrieben worden sein, damals, als den Domfreunden das Herz hoffnungsvoll zu schlagen begann, als Karl Simrock, an die Prophezeihung Schenkendorf's erinnernd, sein bekanntes: Auf, gefunden ist der Meister (1840) angestimmt hatte. Zwei Jahre darauf tagte die erste General-Versammlung des Dombau-Vereins, trat das Kölner Domblatt unter Reichensperger's Leitung in's Leben, wurde am 4. September der Grundstein zum Südportal gelegt. Der Enthusiasmus, den die schöne, von poetischer Empfindung durchglühte Rede des Königs weckte, spiegelte sich in manchen Liedern wieder, nicht minder aber auch der Spott und die Abneigung, die sich alsbald gegen das großartige Unternehmen richteten. Darüber vielleicht ein anderes Mal.

Name und Wohnung (recht deutlich und genau)

Räthsel-Ecke.

(Nachdruck und Nachbildung aller Theile untersagt.)

Zum Nachdenken.

Zuversicht und Ergebung sind die echten Grundlagen jeder bessern Religion, und die Unterordnung unter einen höhern, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher ist als unsere Vernunft, unser Verstand ist.

Handele so bei Tage, daß in der Nacht dein Schlaf ruhig sein kann; in der Jugend so, daß dein Alter heiter sei.

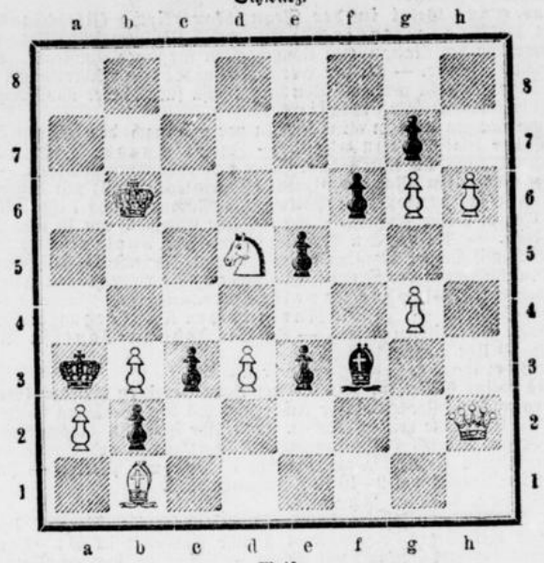
Die wahre Tugend ist, daß jeder jede Frist
Das tüchtig thut, wo u er taugt und tüchtig ist.

25. Räthsel.

Sie tragen dich und nähren dich.
(Das letz're magst du oft nicht wissen)
Wenn du den Kopf hast abgerissen,
— Doch nicht zu klein —
Wird's tragen auch und nähren dich:
Was kann das sein?

26. Schach-Aufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

27. Zahlen-Piramide.

```
      5          in Erde zu finden.
    2 5          einst in Germaniens Gründen.
  2 1 5          mahnt an eilende Zeit.
5 2 1 3          strebt nach Unsterblichkeit.
1 2 2 4 5        einen heitern Sinn verleiht.
```

28. Magisches Zahlen-Quadrat.



1. Körpertheil.
2. Arzneipflanze.
3. Musikzeichen.
4. Pommersches Seebad.

In die Felder vorstehenden Quadrates sind die Buchstaben A A D D E E E E H L N N O O P T derart einzutragen, daß die wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautend Wörter von der beigefügten Bedeutung ergeben.

29. Gleichung.

(a—b) + c = x

a viel gebrauchtes Instrument
b altheidnischer Gott
c Mineral
x berühmtes Heilbad.

30. Preis-Rebus-Quadrat.

(Die in den einzelnen Feldern stehenden Bilder sind so zu ordnen, daß die Anfangsbuchstaben derselben wagerecht und senkrecht gleichlautend die in der ersten senkrechten Reihe stehenden Bilder bezeichnen.)



Auf vorstehendes Preis-Rebus-Quadrat wird als Preis fünf Mal Band 27 von Bachem's Novellen-Sammlung enthaltend: Schicksalswechsel. Novelle von A. v. Wegerer (Ernst Norden). Gräfin Eva. Novelle von E. K. Lenze) gesetzt.

Lösungen sind auf den untenstehenden Abschnitt zu schreiben und bis nächsten Mittwoch an die Geschäftsstelle des Kölner Local-Anzeiger, Marzellenstraße Nr. 20, einzusenden, wo die Preise unter den Einsendern der richtigen Lösungen verloost werden. Man bezeichne den Brief-Umschlag äußerlich oben links mit dem Worte „Lösung". Die Namen der Gewinner werden in den folgenden Nummern mitgetheilt.

(Die Auflösungen folgen nächsten Sonntag.)

Auflösungen der vorigen Sonntags-Beilage.

20. Charade. Wehmuth.

21. Scat-Aufgabe.

Kartenvertheilung:
B. b, cB, a10, K, D, 7, d10, K, D, 7.
M. bA, 8, 7; cA, 10, K, D, 9, 8, 7.
H. a, dB, aA, 9, 8; b10, K, D, 9; dA.
Scat: d9, 8.

Spiel:
1. B. bB, c7, a8 (+ 2). — 2. B. aD, c8, a9 (+ 3).
3. B. aK, cA, aA (— 26). — 4. H. b9, d7, bA (— 11).
5. M. b7, bD, a14 (+ 13). — 6. dD, c10, dA (— 24).
7. H. bK, a7, b8 (+ 4). — 8. B. dK, eK, dB (— 10).

H. zieht Trumpf und nimmt die beiden letzten Stiche, so daß der Spieler Schneider bleibt.

22. Zahlen-Quadrat.

```
10  5  6
 3  7 11
 8  9  9
```

23. Preis-Bilder-Räthsel. Kammgarnanzug.

24. Zifferblatt-Räthsel.

I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII
B	A	N	N	A	M	E	N	G	E	L	A

Ban, Bann, Anna, Annam, Name, Amen, Menge, Engel, Gela, Lab, Laban.

Verlag und Druck von J. P. Bachem.
Verantwortlich: P. Brendgen in Köln.